



Dies ist eine Leseprobe der Hobbit Presse. Dieses Buch und unser gesamtes Programm finden Sie unter www.hobbitpresse.de

DANIEL ILLGER

SKARGAT

3

DER STERN DER MITTERNACHT

Klett-Cotta

Hobbit Presse

www.hobbitpresse.de

© 2017 by J. G. Cotta'sche Buchhandlung

Nachfolger GmbH, gegr. 1659, Stuttgart

Alle Rechte vorbehalten

Printed in Germany

Cover: Birgit Gitschier Augsburg

unter Verwendung mehrerer Motiven von Shutterstock

Karten: © wunderlandt.com; Veronika Wunderer

Gesetzt von Dörlemann Satz, Lemförde

Gedruckt und gebunden von CPI – Clausen & Bosse, Leck

ISBN 978-3-608-98124-7

Nacht der Menschheit
würdest du ein Herz zu vergeben haben?
Nelly Sachs

Für Charis und Orwena

INHALT

Auf dem Pfad des schwarzen Lichts ...

Was bisher geschah 11

Unter dem Gesetz der Schatten ...

Was bisher geschah 25

TEIL I

1 Am Ende 45

2 Ein Niemand, unterwegs nach Nirgendwo 50

3 Erste Lehren 57

4 Erbarmen 65

5 Die Straße 72

6 Ein leuchtendes Schwert 81

7 Die Zeit dazwischen 86

8 Wahrheiten 96

9 Von Himmelbetten, Zimmern und Kammern 102

TEIL II

1 Blutreigen 111

2 Herren und Diener 119

3 Auf zu neuen Taten 126

4 Nachtritt 136

5 Ganz einfach 142

6 Eingebungen 149

7 Warum? 156

8 Ein Spaziergang zwischen den Gräbern 162

- 9 Alles, was nicht da ist 175
- 10 Durch die Keller 180
- 11 Die Weisheit der Steine 184
 - 12 Mörder 198
- 13 Heldenmut und Heldenmus 210
- 14 Wie ein Flüstern im Wind 218
 - 15 Die Zeit, die bleibt 228
 - 16 Niemals genug 243
 - 17 Ein Moment nur 249
- 18 Wofür wir sterben 255
 - 19 Halafar 273
- 20 Das Licht erlischt 280

TEIL III

- 1 Schwarzer Segen 295
- 2 Reines Gewissen, guter Wein 305
- 3 Drei Arten Zwiebeln 319
 - 4 Hoppla 325
- 5 Der Weg nach Hause 336
 - 6 Noch einmal 346
- 7 In knappen Worten 353
 - 8 Frieden 360
- 9 Etwas wie Glück 369
 - 10 Gibt es nicht 376
 - 11 Vergeltung 384
 - 12 Heimat 390
- 13 Geschichten von der Liebe 398
 - 14 Alte Freunde 408
- 15 Die Dunkelheit von tausend Jahren 417
 - 16 Ein neues Leben 428
 - 17 Der Lauf der Dinge 435
 - 18 Glanz und Elend 446
 - 19 Der Abgrund 452

- 20 Fallende Sterne 462
- 21 Die große Illusion 478
- 22 Die Lügen unserer Väter 488
- 23 Der Preis 505

TEIL IV

- 1 Roter Schnee 513
- 2 Das letzte Glimmen der Dämmerung 527
- 3 Zeit der Blumen, Zeit der Fische 541
- 4 Unsere einsamste Nacht 564
- 5 Das Versprechen 578

Epilog 601

Personenverzeichnis 611

Danksagung 617

TEIL I

Unser Leben gleicht einem Zelt, das viele Pflöcke halten. Jedes Mal, wenn wir Abschied nehmen müssen, wird einer dieser Pflöcke aus der Erde gezogen.

Spruchwort der Aardan'Xim

I AM ENDE

Cay

Nein! Brogar, nein!«
Cay rang mit drei Männern. Der erste hielt seinen linken, der zweite seinen rechten Arm umklammert. Ein dritter fasste ihn von hinten. Sie pressten die Kiefer zusammen und fletschten die Zähne. Die Adern an ihren Stirnen und Hälsen traten hervor; Schweiß strömte über die staubbedeckten, geröteten Gesichter.

Fünf Schritte entfernt von ihnen lag Mykar auf der dünnen, trockenen Erde des Dorfplatzes: ein kleiner, schwächlicher Junge mit einem zerbrochenen Körper; ein kleiner, schwächlicher Junge, der nicht begriff, wie ihm geschah.

Der vielleicht nicht einmal begriff, dass er jetzt sterben würde.

»Nein!«, schrie Cay wieder.

Brogar schien ihn nicht zu hören. Er drehte sich nicht nach ihm um, hob nicht einmal die Augen. Einen langen, qualvollen Moment stand er da, hielt den Knüppel über seinem Kopf und starrte den Jungen zu seinen Füßen an. Man hätte meinen können, er wundere sich, wo all das Blut herkam. Vielleicht war er auch in einer anderen Welt: einer Welt, in der seine Tochter bald vom Beerensammeln zurückkommen würde, den Korb unter dem Arm und ein Lächeln auf dem Gesicht.

Aber Alva würde niemals wieder lächeln. Sie war tot – ermordet. Und ihr Blut klebte an den Händen des Jungen, der vor ihm im Staub lag. Davon war Brogar überzeugt.

Er schlug zu.

Der Knüppel zertrümmerte Mykars Schädel.

Er gab keinen Laut von sich.

Cay brüllte. Es war ein wortloses, fast tierhaftes Röhren. Die Männer ließen ihn los, wichen hastig zurück. Nun stand Furcht in ihren Gesichtern. Plötzlich war Cay ganz ruhig. Seine Züge hatten jeglichen Ausdruck verloren. Er sah die drei Männer an, einen nach dem anderen. Sie senkten den Blick, betreten und schuldbewusst, wie Kinder, die bei einem Streich ertappt worden sind.

Cay ließ sie stehen. Es war, als hätte er jegliches Interesse daran verloren, was um ihn herum geschah. Er ging in die Mitte des Dorfplatzes. Er hockte sich auf die Fersen. Er griff eine Handvoll Sand und ließ ihn durch seine Finger rinnen. Nach einer Weile legte er sich auf den Boden. Er streckte die Arme aus und betrachtete den langsam dunkelnden Himmel. Zuerst Rot und Gelb und Blau. Dann schwere, tiefere Töne von Blau. Dann Purpur und Violett.

Schließlich erhob sich Cay.

Langsam ging er zu Brogar und seinen Freunden, die wieder – oder immer noch – im Kreis auf dem Dorfplatz standen, umgeben von stillen, lichtlosen Hütten und dem letzten Glimmen der Spätsommerdämmerung. Zwei von ihnen hielten Fackeln; einer trug eine große, hölzerne Schale. Sie hatten die Erde umgegraben, wo Mykar gestorben war. Von Mykar selbst fehlte jede Spur. Doch man konnte erkennen, dass eine schwer beladene Schubkarre über den Platz geschoben worden war.

Schweigend und reglos waren die Männer. Man wusste nicht, ob sie beteten oder nachdachten oder verblödeten Greisen glichen, die bereits vergessen hatten, was sie einen Augenblick zuvor hatten tun wollen.

Cay ging zu Brogar. Er fragte nicht, was mit Mykar geschehen war; Mykar, der sein Freund gewesen war.

Er fragte nicht, ob sie Alvas Leichnam aufgebahrt hatten; Alva, die seine Verlobte gewesen war.

Er sagte: »Heute sind zwei Unschuldige gestorben, Brogar. Du hast das Andenken deiner Tochter besudelt. Das kann ich nicht verzeihen.«

Cay sprach sehr ruhig. Doch seine Stimme war hart und kalt wie Sternenlicht in einer Winternacht.

Brogar sah ihn an. Es war, als verstünde er nicht, was er soeben gehört hatte; oder er weigerte sich zu glauben, was er verstanden hatte.

»Was sagst du da?«, fragte er.

»Ich werde das Dorf verlassen«, entgegnete Cay. »Wenn ich bliebe, müsste ich dich töten. Dich und alle, die jetzt hier stehen. Das will ich ihr nicht antun.« Es klang, als hätte er ihm mitgeteilt, wie viele Kupferstücke er auf dem Markt für einen Korb Eier oder ein Stück Schweinespeck bekommen könnte.

»Was sagst du da?«, wiederholte Brogar. Er atmete schwer; dabei hatte er sich keinen Fingerbreit bewegt.

Unter den übrigen Männern wurde Gemurmelt laut. Ein paar schlugen den Elaah-Kreis. Aber niemand sagte etwas zu Cay. Niemand empörte oder ereiferte sich. Niemand ballte die Faust.

Cay drehte sich um und ging weg. Er betrat das Haus seiner Eltern. Dabei ging er nicht durch den Tempel, obwohl es hinter dem kleinen Altar eine Tür gab, die zu dem Zimmer führte, wo Illiam seine Priestergewänder, die Räucherkerzen, den Sonnenstab und anderes aufbewahrte. Und von diesem Zimmer aus kam man in die Stube. Cay aber wählte den Eingang auf der Rückseite des Hauses. Der Tempel stand am Dorfplatz, doch hinter dem Haus des Geweihten gab es keine weiteren Hütten. Dort lagen Felder, Wiesen, Haine. Einen Moment lang blickte Cay in die Dunkelheit hinaus. In der Dunkelheit war nichts: nur noch mehr Dunkelheit. Dann öffnete er die Tür und ging ins Innere und schloss die Tür hinter sich.

Sein Vater und seine Mutter saßen am Tisch in der Stube. Illiam und Rahla; der Elaah-Geweihte und seine Frau. Cay war der einzige Sohn der beiden. Das war unüblich. Für gewöhnlich gab es mindestens drei Kinder; oder fünf, oder sieben. Jetzt saßen Illiam und Rahla da, als wären sie ganz allein. Das Licht einer Talglampe beschien ihre Gesichter, die alt und müde und verdorrt aussahen. Illiam hatte den Ausdruck eines Mannes, der einer unwiederbringlichen Vergangenheit nachtrauert – einer unwiederbringlichen Vergangenheit, die

beim Frühstück noch Zukunft gewesen war. Manchmal konnten innerhalb eines einzigen Tages viele Jahre vergehen, auch Cay hatte das heute gelernt.

Er trat an den Tisch. Er nahm nicht von dem Wein, der in einem Tonkrug bereitstand. Er setzte sich nicht. Seine Eltern sahen ihn an, mit traurigen Blicken. Sie hatten geweint, alle beide, und das waren nicht die letzten Tränen gewesen, die sie in dieser Nacht vergießen würden.

»Ich muss gehen«, sagte er. »Ihr wisst, dass ich gehen muss.«

»Bitte, Cay ...«, sagte sein Vater. Seine Mutter schwieg. Sie griff nach seiner Hand; er entzog sie ihr nicht.

»Wenn ich nicht gehe, wird alles nur schlimmer«, sagte Cay. »Auch das wisst ihr.«

Nun war es Illiam, der schwieg. Rahla fragte: »Kommst du zurück?«

»Ja«, sagte Cay. »Irgendwann.«

Er beugte er sich vor und küsste seine Mutter auf die Stirn. Auch seinen Vater küsste er. Dann verließ er das Haus seiner Eltern, in dem er geboren war und sein ganzes bisheriges Leben verbracht hatte. Cay ging zurück zum Dorfplatz. Brogar und die anderen Männer waren nicht mehr da. Niemand war mehr da. Alles war still.

Keine Meile vom Dorfplatz entfernt irrte Ordalf, der Säufer, durch die Nacht. Er war angewiesen worden, Mykar am Waldrand zu verscharren; vorher sollte er ihm einen Holzpfehl ins Herz rammen, um zu verhüten, dass er als rachsüchtiger Geist zurückkäme. Doch als Ordalf sein düsteres Werk beginnen wollte, hatte er gesehen, dass der Tote noch lebte. Da packte ihn das Grauen. Er ließ alles stehen und liegen – sogar seinen Lohn, einen Krug Schnaps, von Brogar eigenhändig gebrannt – und rannte davon. Die Dämonen, die ihn hetzten, würden ihn von nun an ständig begleiten, jede Stunde seines Lebens. Wahrscheinlich waren sie immer da gewesen, und als Ordalf begriff, Jahre später, dass sie nicht von ihm ablassen würden, nie mehr, erhängte er sich im Wald, um ein für alle Mal Ruhe zu haben vor ihrem bösen, höhnischen Kichern.

Keine Meile vom Dorfplatz entfernt war auch Mykar. Zwischen

Büschen und Sträuchern kroch er auf die Lichtung zu, wo das Hexenmädchen Danje mit ihren Eltern gelebt hatte und ermordet worden war. Im Tod wollte er bei seiner Freundin sein, mit deren Schädel er viele schöne Stunden verbracht hatte. Er konnte nicht ahnen, dass die Linde – jene immergrüne, von säuselnden Stimmen umgebene Linde mit rostrotem Stamm, die am Rand der Lichtung stand – sich seiner annehmen würde. Bald würde er ruhen, sieben Jahre lang. Jetzt aber starb er.

Vielleicht hätte ihn Cay rechtzeitig finden können. Vielleicht hätte er ihn sogar retten können, irgendwie. Doch er suchte Mykar nicht. Plötzlich schien ihn eine große Müdigkeit überkommen zu haben. Mit schleppenden Schritten und hängendem Kopf betrat er den Tempel.

Alva lag auf einer Bahre, die im Gebetsraum errichtet worden war. Sie trug ein weißes, mit buntem Garn besticktes Kleid, das Teil ihrer Aussteuer war. Ihre Hochzeit war für den Herbst des kommenden Jahres geplant gewesen. Der Dank für die Ernte hätte einhergehen sollen mit der Hoffnung auf neues Leben.

Man hatte sich alle Mühe gegeben, die Spuren ihres qualvollen Sterbens zum Verschwinden zu bringen. Alvas Rabenhaar war gewaschen und gebürstet worden; doch ihre dunkle Haut war erbleicht. Eigentlich hätten ihr Vater und ihre Mutter, ihre Geschwister, Onkel und Tanten da sein müssen, um Totenwache zu halten. Es galt, Räucherkerzen zu entzünden. Es galt, Gebete zu sprechen. Es galt, Klagegesänge anzustimmen. Doch Cay war allein mit Alva.

Er stellte sich vor die Bahre und betrachtete seine tote Geliebte. Einige Minuten vergingen. Er begann zu zittern und fiel bei der Bahre auf die Knie. Er griff Alvas Hand, küsste sie.

Schließlich erhob sich Cay. Er wandte sich ab und verließ den Tempel. Mitten auf dem Dorfplatz blieb er stehen, wie jemand, der seinen Weg nicht kennt. Doch dann ging er weiter, hinaus in die stille, weite, leere, tote Nacht.

Er nahm kein Geld mit. Auch keine Waffen und kein Gepäck. Keine Kleider außer denen, die er am Leib trug.

Er drehte sich nicht um.

EIN NIEMAND, UNTERWEGS NACH NIRGENDWO

Cay

Cay ging nach Westen. Entlang der Linie des fernen Fokris-Gebirges ging er. Er mied die Reichsstraße, folgte Feldwegen und Trampelpfaden. Wenn er den eingeschlagenen Weg beibehielt, würde er früher oder später nach Benorien kommen. Aber vielleicht wollte er gar nicht nach Benorien. Vielleicht ging er nur deshalb nach Westen, weil er zufällig diese Richtung eingeschlagen hatte, als er sein Dorf verließ.

In den ersten Tagen war ihm das Land noch vertraut. Illiam hatte seinen Sohn oft bei den Fahrten mitgenommen, die ihn übers Land führten. Denn es war sein Wunsch gewesen, dass Cay sein Nachfolger als Geweihter würde. Er sollte lernen, wie man Krankheiten heilt; wie man bei Hochzeiten und Beerdigungen den Segen spendet; wie man gegen friedlose Tote und allerlei Plagegeister kämpft.

Die Leute in den Dörfern kannten Cay. Sie gaben ihm zu essen und zu trinken. Sie bereiteten ihm Lager für die Nacht. Cay nahm, was ihm angeboten wurde. Er wickelte Brot und Käse in ein Tuch, knotete das Tuch an einem Stock fest und legte sich den Stock über die Schulter, wenn er weiterzog. Er sagte nicht, wo er hinwollte. Es fragte ihn auch niemand danach.

Das Wetter war noch sehr warm. Die Sonne schien, und ein lauer Wind wehte. Bald kam Cay in eine Gegend, wo niemand mehr seinen Vater kannte. Da suchte er sich Arbeit in den Dörfern. Manchmal blieb er für wenige Stunden, manchmal für drei, vier Tage. Er hatte Glück: Es gab zu tun für ihn.

Die erbarmungslose Hitze und Trockenheit dieses Sommers

hatten ihre Spuren hinterlassen. Vielerorts waren Hütten niedergebrannt, die jetzt wieder aufgebaut werden mussten, ehe die Kälte und die Dunkelheit hereinbrachen, und die Leute hatten nichts einzuwenden gegen ein paar geschickte, kräftige Hände, die mit anpackten. Es kam auch vor, dass eine Kuh oder eine Ziege oder ein Schaf verlorengegangen war. Die langen Monate, in denen Hekirs Glutatem das Land verdorren ließ, hatten die Menschen geschwächt. Manch ein Hirte war achtlos geworden in seiner Erschöpfung; zugleich war das Vieh jetzt wertvoller als je zuvor. Wenn dann einer des Weges kam, der noch die Kraft besaß, viele Stunden durch die Hügel zu laufen und in den Schluchten zu suchen, bis er die Kuh, die Ziege, das Schaf gefunden hatte, war das sehr willkommen.

Cay sprach nicht viel mit den Dörflern. Er fragte nach Arbeit, das war alles. Dennoch fanden ihn die Bauern freundlich und vertrauenerweckend. Mehr noch: Er schien eine Sehnsucht in den Herzen zu erwecken; die Sehnsucht, dass es etwas anderes geben müsse als das öde, mühselige Einerlei immergleicher Tage. Nicht nur die jungen Frauen blickten ihm bedauernd hinterher, wenn er weiterzog. Auch manche Männer fühlten sich, als hätten sie etwas verloren, nachdem Cay gegangen war; als hätten sie etwas verloren oder wären bitterlich betrogen worden.

Etwa drei Wochen nach Alvas Tod überschritt Cay tatsächlich die Grenze zu Benorien. Die Wächter ließen ihn passieren, als ob nichts Ungewöhnliches daran wäre, dass einer, der aussieht wie ein Bettler, zu Beginn des Herbstes auf Wanderschaft geht, ohne auch nur einen Mantel zu haben, mit dem er sich in den Nächten zudecken kann.

Cay kam nun in die Gegend von Tygart. Das Land hier war viel höher gelegen als die Windmarken. Es gab wilde, harsche, weglose Wälder, die sich über endlose Hügelketten zogen und in deren Mitte einsam Seen schlummerten. Die Wälder waren ein Reich des Zwielichts. Dunst und Nebel hüllten sie ein, und nachts klang Wolfsgeheul über ihre Wipfel. Cay folgte einer Straße, die in nördliche Richtung führte. Sie verlor sich mitten im Wald. Er versuchte, einen Weg durchs Unterholz zu finden. Doch er verirrte sich. Tagelang streunte

er durchs Tannicht. Er fand kein Dorf, keinen Weiler; nicht einmal die Hütte eines Jägers oder Köhlers. Wenn er schlafen wollte, bedeckte er sich mit vorjährigem Laub. Aber die Dunkelheit war kalt und feindlich und er tat kaum ein Auge zu.

Schließlich fand er eine kleine, halbüberwucherte Straße. Dieser Straße folgte Cay. Als der Abend hereinbrach, sah er das Licht eines Lagerfeuers zwischen den Bäumen. Er ging auf das Feuer zu. In seinem wärmenden Schein hockte ein Mann. Der Mann trug einen Fellmantel über seinem Kettenhemd; neben ihm lag ein Bastardschwert; sein Pferd war an einem umgestürzten Baum festgebunden.

»Die Götter mit Euch«, sagte Cay, indem er die kleine Lichtung betrat.

»Und mit Euch«, erwiderte der Mann. Er hatte eine Wurst auf einen angespitzten Stock gesteckt, den er über die Flammen hielt. Weder unterbrach er seine Tätigkeit, noch sah er auf, als Cay zu ihm kam.

»Darf ich mich an Euer Feuer setzen?«, fragte Cay.

»Warum nicht?«, erwiderte der Mann.

Als die Wurst gebraten war, reichte er Cay den Stock. Er gab ihm auch einen Weinschlauch.

»Danke«, sagte Cay.

Der Mann schwieg.

Cay aß die Wurst und hielt den Schlauch an seinen Mund.

»Ich habe lange keinen Wein getrunken«, sagte er.

»Das kann ich nicht empfehlen«, antwortete der Mann. Er nahm den Weinschlauch und trank seinerseits.

Eine Weile saßen die beiden am Feuer, ohne ein Wort zu sprechen.

»Ich habe Euren Namen nicht verstanden«, sagte der Mann schließlich.

»Mein Name ist Cay«, sagte Cay.

»Und wer seid Ihr?«, fragte der Mann. Zum ersten Mal sah er seinem Gast in die Augen. Der Widerschein des Feuers fiel auf sein Gesicht, ließ rötliche Schatten darüber huschen.

»Ich bin niemand«, sagte Cay.

Der Mann steckte eine weitere Wurst auf den angespitzten Stock. »Seltsam ...«, murmelte er. »Die meisten Männer sind niemand und behaupten, sie wären jemand. Ihr seid jemand und behauptet, Ihr wärt niemand.«

»Ich danke Euch für den Platz an Eurem Feuer«, sagte Cay. Er stand auf und ging weg.

Der Mann brummte und begann, die Wurst zu braten. Sein Mund war unter einem dichten schwarzen Bart verborgen. Vielleicht lag es daran, dass er sich ein Lächeln erlaubte.

Als Cay am nächsten Morgen seinen Weg fortsetzte, war es noch dunkel. Bald zog eine graue Dämmerung herauf. Cays Atem bildete Wölkchen, und seine Zähne klapperten. Einmal stolperte er über seine eigenen Füße. Doch er marschierte den ganzen Vormittag, ohne sich eine Pause zu gönnen.

Schließlich hörte er Hufgetrappel. Cay blieb stehen und drehte sich um. Der Mann, der ihm am Vorabend eine Wurst und etwas Wein geschenkt hatte, ritt auf ihn zu. Langsam, fast gemächlich ritt er, als wäre seine einzige Sorge, sich an der rauen Schönheit des herbstlichen Waldes zu erfreuen.

»Die Götter mit Euch«, sagte er, indem er sein Pferd zügelte.

»Und mit Euch«, erwiderte Cay.

»Wohin führt Euch die Reise?«, fragte der Mann.

»Nirgendwohin«, antwortete Cay.

»Ein Niemand, unterwegs nach Nirgendwo.«

»Ja.«

»Wenn das Nirgendwo Euer Ziel ist, könntet Ihr mich genauso gut ein Stück begleiten.«

»Warum sollte ich das tun?«, fragte Cay und ging weiter.

»Ihr seht aus, als könntet Ihr Geld gebrauchen«, entgegnete der Mann, der neben ihm her ritt.

»Das stimmt«, sagte Cay. »Aber warum solltet Ihr mich mitnehmen?«

»Nun, ich könnte jemanden gebrauchen, der mir zur Hand geht.«

»Euch zur Hand geht – wobei?«

»Bei meiner Arbeit.«

»Und worin besteht Eure Arbeit?«

»Ich Sorge für Ordnung.«

»Nein, Ihr sorgt nicht für Ordnung«, sagte Cay. »Niemand sorgt für Ordnung. Es gibt keine Ordnung.«

Der Mann lachte. Es war ein fröhliches Gelächter, das zugleich fast furchterregend klang in der Waldesstille.

»Da trifft es sich ja, dass Ihr Niemand seid!«, rief er.

Nun lachte auch Cay.

»Ihr wollt, dass ich Euch begleite. Dabei kennt Ihr gerade mal meinen Namen«, sagte er dann.

»Ich weiß alles, was ich wissen muss«, erwiderte der Mann.

»Aber ich weiß nicht alles, was ich wissen muss«, sagte Cay.

»Was müsst Ihr denn wissen?«

»Zum Beispiel muss ich wissen, welcher Art die Ordnung ist, für die Ihr sorgt.«

»Ihr tragt die Kleidung eines Bauern, also habt Ihr auch unter Bauern gelebt?«

»Ja.«

»Nun, dann wisst Ihr, wie es zugeht. Die Bauern geben den Zehnten an ihren Herren. Der Herr sollte sie dafür beschützen. Aber der Herr ist zu weit weg. Oder er hat nicht genügend Männer. Oder er ist mit der Jagd und seinen Konkubinen beschäftigt. Oder damit, vor einem höheren Herr zu katzbuckeln. Oder es schert ihn einfach nicht, was aus dem Land wird, über das er herrscht.«

»Und was hat das mit Euch zu tun?«

»Die Zeiten sind schlecht. Banden von Gesetzlosen machen die Straßen unsicher. Oder sie verkriechen sich in den Wäldern und erpressen die umliegenden Dörfer. Raubritter tun ihr Übriges, um den Leuten das Leben sauer zu machen.«

»Ich weiß noch immer nicht, was das mit Euch zu tun hat.«

»Ich ziehe übers Land und schaue, wo es Ärger gibt. Dann Sorge ich dafür, dass der Ärger aufhört.«

»Einfach so?«

»Einfach so. Die Bauern zahlen mir, was sie können. Manchmal kommt auch nur ein Platz am Ofen für eine Woche dabei heraus. Reich wird man so nicht. Aber es macht Spaß.«

Der Mann grinste. Sein Gesicht war sehr weiß, beinah fahl, unter dem langen, dichten, schwarzen Bart und den langen, zotteligen, schwarzen Haaren. Auch seine Zähne waren sehr weiß. Doch das Blitzen in seinen Augen war fast ebenso dunkel wie sein Bart und seine Haare.

»Ich weiß nicht, ob wir dieselbe Vorstellung von Spaß haben«, sagte Cay.

»Ich auch nicht«, sagte der Mann. »Aber überlegt nur: Wenn zwei von unserer Sorte zur richtigen Zeit am richtigen Ort sind – meint Ihr nicht, dass sie einen Unterschied machen könnten?«

Cay schluckte schwer. Er senkte den Blick.

»Doch. Das könnten sie«, entgegnete er schließlich.

Ein Wind kam auf. Er raschelte in den Bäumen und trieb Blätter und Stöckchen über die Straße. Dann zog sich der Himmel zu. Kalter, peitschender Regen brach aus den Wolken hervor. Cay machte keine Anzeichen, eine Zuflucht zu suchen. Auch der Mann ritt einfach weiter, im gleichen geruhsamen, unbekümmerten Tempo wie zuvor. Der Regen endete so jäh, wie er begonnen hatte. Die Wolkendecke riss auf, und gleißend helle Sonnenspeere bohrten sich durch die Schlitze, Spalten und Lücken. Das Licht brachte die Pfützen zum Funkeln und tat den Augen weh.

Cay troff vor Nässe: sein Hemd und seine Hose, seine Haare und der Bart, der ihm zwischenzeitlich gewachsen war.

»Wir sollten dir andere Kleidung besorgen«, stellte der Mann fest, der die Kapuze seines Fellmantels übergezogen hatte.

»Wie heißt Ihr überhaupt?«, fragte Cay.

»Gunnmahr.«

Cay nickte.

»Hast du schon mal mit einem Schwert gekämpft?«, fragte der Mann.

Cay schüttelte den Kopf.

»Du wirst ein Schwert brauchen«, sagte der Mann.

»Gut«, sagte Cay.

ERSTE LEHREN

Cay

Die Straße führte sie schließlich nach Tygart. Hoch in den Hügeln lag die Stadt. Sie war von einer Mauer umgeben, und fast alles in ihr war aus Stein erbaut: Es gab kleine, düstere Häuser und steile, düstere Gassen, die zwischen den Häusern entlangführten. Als Cay und Gunnmahr in Tygart ankamen, dämmerte es bereits. Den ganzen Tag über hatte es geregnet und die Steinwälle, Steinhäuser und Steinstraßen der Stadt hatten einen schwarzen, feuchten Glanz. Im Wald waren die beiden an einigen verlassenen Dörfern vorbeigekommen: leere Hütten, in denen Unkraut und Büsche sprossen und die starr und trostlos ihrem Verfall entgegen sahen.

Cay hatte sie mit nachdenklichem Blick gemustert, jene aufgegebenen, wilden Hunden und streunenden Gespenstern überlassenen Ortschaften. »Die Zeiten sind schon länger schlecht, oder?«, hatte er gesagt.

Gunnmahr hatte ihm mit einem Brummen geantwortet und viel mehr sprachen die beiden nicht, an diesem zweiten und letzten Tag ihrer ersten gemeinsamen Reise.

In Tygart nahmen sie sich Zimmer in der besten Herberge. Gunnmahr zahlte für die Zimmer, ebenso wie er für Cays Ausrüstung zahlte: ein Pferd, Kleidung und Waffen. Zurück in der Herberge, zog Cay die Stiefel, die Hose, die Handschuhe und den Brustpanzer aus gehärtetem Leder an. »Ich dachte, man wird nicht reich bei Eurer Arbeit«, sagte er und wog sein Schwert – die erste richtige Waffe, die er besaß – in den Händen.

»Ich war schon vorher reich«, erwiderte Gunnmahr und musterte seinen Schützling mit Wohlwollen.

Die beiden blieben eine Woche lang in Tygart. Gunnmahr verbrachte viel Zeit in Freudenhäusern; Cay nicht. Gemeinsam durchstreiften sie die Schenken. Sie sprachen mit fahrenden Händlern, Jägern, die in die Stadt gekommen waren, um Felle, Pelze und gepökeltes Fleisch zu verkaufen, Reisenden, die es aus den verschiedensten Gründen in diese Gegend verschlagen hatte. Nicht selten spendierte Gunnmahr einen Eimer Bier oder einen Krug Wein. »So kommt man an Arbeit«, behauptete er. Tatsächlich trank er mehr als alle anderen zusammen; einmal war er so besoffen, dass Cay ihn auf dem Rückweg zu ihrer Herberge stützen musste. Das hinderte ihn allerdings nicht daran, am nächsten Morgen beim ersten Sonnenlicht auf den Beinen zu sein und Cay im Schwertkampf zu unterweisen.

Denn das war es, was sie an den Vormittagen taten: Sie trainierten.

»Wie stellt Ihr Euch das vor? Ich weiß gerade mal, wie man ein Schwert hält«, sagte Cay, als sie zum ersten Mal den engen, mit allerlei Gerümpel vollgestellten Hof hinter der Herberge betraten.

»Irrtum. Du hast keine Ahnung, wie man ein Schwert hält«, entgegnete Gunnmahr.

Eine Stunde später nickte er zufrieden. »Du bist besser als mancher, der jahrelang auf die Kriegerakademie gegangen ist«, sagte er.

»Das ist unmöglich«, sagte Cay.

Gunnmahr zuckte die Schultern. »Ich weiß. Lass uns weitermachen.«

Am Ende ihrer Zeit in Tygart hatten sie herausgefunden, dass an der benorischen Westküste eine Bande von Sklavenhändlern ihr Unwesen trieb. Ein Händler hatte ihnen erzählt, dass einer seiner Knechte auf offener Straße geraubt worden sei. Offenbar geschah dergleichen öfter. Wenn man dem Händler Glauben schenkte, wagten die Leute in den Fischerdörfern kaum mehr, allein in den Nachbarort zu gehen; niemand fühlte sich seines Lebens sicher.

»Ich dachte, in Ahekrien ist Sklavenhandel verboten ...«, wunderte

sich Cay, als er mit Gunnmahr über die Geschichte des Händlers sprach.

»In Ahekrien schon. Aber in Lihanny und in Iskrien sieht man die Sache anders. Von Qheezan ganz zu schweigen. Außerdem – nur weil etwas verboten ist, heißt das ja nicht, dass man es nicht tut. Das sollte selbst ein Bauerntölpel wie du wissen.«

»Hm, was meint Ihr, wer hinter den Überfällen steckt? Vielleicht die Aynorr?«

»Nein, das glaube ich nicht. Wer im Kampf unterliegt, ohne einen ehrenvollen Tod zu sterben, gilt bei den Nordmännern weniger als ein Stück Vieh. So einen kann man ruhig als Sklaven nehmen. Bei den Frauen ist es ähnlich. Eine Frau, die einen schwachen Mann geheiratet hat – einen Mann, der nicht in der Lage ist, sie zu beschützen –, kann nicht viel wert sein. Und wenn ihr dann der Mut fehlt, sich den Dolch ins Herz zu rammen oder von der nächsten Klippe zu springen, hat sie eben Pech gehabt. Dann ist sie fortan jedermanns Zisterne. Was ich sagen will: Die Aynorr haben nichts gegen Sklaven. Aber wenn sie auf Plünderfahrt gehen, tun sie es nicht, um Sklaven zu erbeuten. Auch das wäre ehrlos. Die Sklaven kommen eher nebenbei.«

»Ich verstehe. Wer kann es dann gewesen sein?«

»Die Banden stammen vermutlich aus Lihanny. Sie bringen die armen Teufel heimlich über die Grenze. Vielleicht haben sie auch ein Schiff und nehmen den Seeweg. Aber am Ende läuft es aufs selbe hinaus. Die Beute wird in Alkessa verkauft. Da gibt es immer Bedarf an Sklaven. Wenn sie Glück haben, enden sie als Huren oder Lustknaben. Wenn sie Pech haben, in den Minen oder Gruben oder auf dem Altar irgendwelcher Blutgötter.«

»Und der benorische König lässt das einfach so geschehen?«

»Nun, vielleicht tut er ja etwas dagegen. Aber seine Möglichkeiten sind begrenzt. Die Küste von Benorien ist lang, das Land selbst einsam. Da gibt es unzählige Möglichkeiten, sich zu verstecken.«

»Wenn das so ist, was können wir dann ausrichten?«

»Wir, mein Freund, sind einfach zwei Reisende. Kein Kampftrupp

unter königlicher Flagge. Wer hat schon Angst vor zwei Reisenden? Nein, die Sklavenhändler werden tun, was sie immer tun – auch wenn wir in der Nähe sind. Auf diese Weise werden wir ihr Versteck aufspüren.«

»Und dann?«

»Dann wird sich zeigen, wie gut du wirklich mit dem Schwert umgehen kannst.«

Auch an dem Tag, als Cay und Gunnmahr die Stadt verließen, regnete es. Von den Hügeln, auf denen Tygart lag, konnte man in dunkel bewaldete Täler hinabblicken. Zwischen den Fichten und Tannen quoll der Nebel hervor: Dichte, weiße, schwere Schwaden legten sich wie ein träge wallendes Tuch über die Senken und niedrigeren Anhöhen. Der Nebel saugte alle Geräusche auf; er nahm Mensch und Tier die Sicht. Gunnmahr ritt langsam. Cay folgte ihm. Er hatte zwar schon öfters auf einem Pferd gesessen – es gab in seinem Dorf nicht viele Pferde, aber die meisten davon waren in Brogars Besitz –, war jedoch keineswegs ein geübter Reiter. Dennoch hätte es für einen zufälligen Beobachter ausgesehen, als verstehe sich Cay auf Pferde. Keine Sekunde schien er sich darum zu sorgen, dass er einen Fehler machen könnte.

Die erste Woche ihrer Reise verlief ereignislos. Nachdem sie die Wälder um Tygart hinter sich gelassen hatten, kamen Cay und Gunnmahr gut voran. Im Wechsel von Regen und Sonnenschein durchquerten sie ein weites, flaches Land, das sich von den Windmarken vor allem dadurch unterschied, dass es weniger karg war. Endlose Wiesen und Weiden erstreckten sich zu beiden Seiten der Straße, und die großen Kuh- und Schafherden, die dort grasten, erfüllten die Luft mit ihrem vielstimmigen Muhen und Blöken. Ein weiterer Unterschied zu den Windmarken und den Höhen von Tygart bestand in dem deutlich milderen Wetter. Bei Tag herrschte eine weiche Kühle, und auch die Nächte brachten keinen Frost.

Einmal fragte Gunnmahr: »Warum hast du deine Heimat verlassen?«

Die beiden saßen am Lagerfeuer und hatten gerade gegessen. Die Mahlzeit – wiederum gebratene Würste, eine von Gunnmahrs Lieblingsspeisen, dazu Hartkäse, Schwarzbrot und Trockenfrüchte – hatten sie schweigend eingenommen, und zunächst hätte man meinen können, Cay habe gar nicht mitbekommen, dass ihm eine Frage gestellt worden war. Er betrachtete das Feuer, als berge das Zucken und Sich-Winden der Flammen ein Rätsel, das zu lösen ihm allein vorbehalten war.

Doch dann sagte er: »Es ist noch zu früh, um darüber zu reden.«

»Gut, wir haben Zeit«, erwiderte Gunnmahr.

Am nächsten Tag erreichten sie ein Dorf, in dem die Angst greifbar war – greifbar in den gesenkten Blicken, dem beklommenen Schweigen, den schweren, zugleich hastigen Bewegungen der Bauern. Das Dorf war nicht arm, es machte sogar einen recht wohlhabenden Eindruck; offenbar war es nicht der nahende Winter, der die Menschen in Furcht versetzt hatte.

»Ich glaube, es gibt Arbeit«, sagte Gunnmahr und ließ sein weißes Lächeln sehen. »Lass uns ein Bier trinken und schauen, was hier los ist.«

Sie waren schon fast bis ans Ende der Benorischen Ebene gekommen. Doch sie würden noch einige Tage im Sattel verbringen müssen, ehe sie die Küste erreichten. Dass die Sklavenhändler so weit ins Landesinnere vorgedrungen waren, kam Gunnmahr unwahrscheinlich vor. In der Dorfschenke fanden sie heraus, dass das Problem tatsächlich ein anderes war: Vor ein paar Wochen war eine Räuberbande in der Gegend aufgetaucht. Die Räuber waren ins Dorf gekommen und hatten verlangt, dass man einen Ochsen für sie schlachtete. Bei ihrem zweiten Überfall waren sie durch die Häuser gezogen, hatten einige Männer verprügelt, die Frauen bedrängt, Einrichtung zerschlagen und alles mitgenommen, was ihnen stehenswert erschien.

Der Wirt war sich sicher, dass die Lumpen beim dritten Mal die hübschesten Mädchen des Dorfes rauben und zwei, drei junge Bur-schen aufknüpfen würden. Nachdem er seine Geschichte beendet

hatte, musste er ein Krüglein Rachenputzer leeren, um sich wieder zu beruhigen.

»Wie viele sind es?«, fragte Gunnmahr.

Da sagte ihnen der Wirt, dass die Bande etwa zehn Köpfe zähle.

»So wenige?«, fragte Cay. »Es gibt hier im Dorf doch viele Dutzend Männer!«

Ja, dem sei so, bestätigte der Wirt. Aber dies sei ein friedfertiges Dorf; so lange er denken könne, habe es niemals einen Grund gegeben, die Waffen zu ergreifen. Woher sollte sie auf einmal kommen, die Wehrfähigkeit? Sie hätten ihren Lehnsherren um Hilfe angefleht; der hätte zugesagt, sich um die Sache zu kümmern. Allein, bislang sei nichts geschehen ...

»Weiß man, wo die Bande ihren Unterschlupf hat?«, wollte Gunnmahr wissen.

Niemand sei lebensmüde genug gewesen, die Schurken zu verfolgen, erklärte der Wirt. Allerdings hätte der Jäger des Nachts Lichter in einem alten, verwitterten Herrenhaus gesehen; die Ruine läge höchstens eine Meile vom Dorf entfernt.

»Heute hast du etwas Wichtiges gelernt«, sagte Gunnmahr später zu Cay. »Es geht nicht um Zahlen. Ein Einzelner kann Hunderte unter seinen Willen zwingen, wenn er zu allem bereit ist. Merk dir das gut.«

In Benorien war es üblich, dass die wichtigsten Männer eines Dorfes – etwa der Schmied, der Heiler, der Geweihte und wohlhabende Bauern – aus ihrem Kreis einen Ältesten bestimmten. Nachdem Gunnmahr mit dem Dorfältesten gesprochen hatte, in diesem Fall war es der Schmied, kam er gutgelaunt auf Cays Zimmer.

»Halt noch ein Schläfchen, wenn du willst. Wir werden diesen Räubern nachher einen kleinen Besuch abstatten!«, verkündete er.

Cay nickte nur.

Das Herrenhaus zu finden war nicht schwer. Es lag auf einer Anhöhe im nahen Wald, umgeben von einer weiten Rodung. Und da die Nacht mondhell war, hätten sie nicht einmal die Lichter benötigt, die im Erdgeschoss der Ruine flackerten, um ihren Weg zu finden.

Cay und Gunnmahr duckten sich hinter eine Ulme am Rand der

Rodung. Sie hörten laute, grölende Stimmen; zuerst Gelächter, dann Streit, dann wieder Gelächter. Nachdem er das Herrenhaus eine Weile beobachtet hatte, murmelte Gunnmahr: »Was für Anfänger! Die haben nicht mal Wachen aufgestellt.«

»Ich frage mich, was das für Männer sind«, sagte Cay leise.

»Soldaten, die aus irgendeiner Armee geflohen sind? Piraten, denen das Leben auf See zu mühselig wurde? Knechte, die gerne mal Herren sein wollten? Was weiß ich. Es ist auch völlig unwichtig, oder willst du ihnen Händchen halten, wenn sie dir ihre traurigen Geschichten erzählen? Komm jetzt!«

Die beiden schlichen auf die Seite der Rodung, die im Schatten der Ruine lag, und näherten sich dann langsam dem Gebäude. Unterdessen waren die Stimmen im Inneren des Herrenhauses leiser geworden. Jemand sang; es klang nach einem Liebeslied.

»Wenn einer von ihnen fliehen will, muss er wohl den Haupteingang nehmen«, flüsterte Gunnmahr. »Stell dich dort auf. Aber sieh zu, dass du im Schatten bleibst, bis der Spaß losgeht.«

»Wollt Ihr alleine rein?«, fragte Cay.

Gunnmahr nickte. »Für dich ist es heute das erste Mal, mein Freund. Lass es langsam angehen.«

»Gut«, sagte Cay und huschte gebückt zur Vorderseite des Hauses. Es gab ein eingestürztes Säulendach. Die Trümmer des Daches hatte man längst weggeschafft, aber die umgestürzten Säulen lagen noch da. Cay setzte sich und lehnte den Rücken gegen die Hauswand. Leise zog er sein Schwert.

Zunächst blieb alles still. Nur der Gesang war zu hören. Plötzlich krachte es. Ein Schrei erklang. Dann mehrere Schreie.

Cay stand auf und stellte sich etwa drei Schritt vor den Eingang; seine Position war leicht versetzt, sodass man ihn nicht sofort sehen konnte, wenn man nach draußen hastete.

Kampflärm ertönte. Cay wartete.

Jemand stürmte ins Freie. Es war ein junger Mann, kaum älter als Cay. Seine Haare waren zerzaust, sein Gesicht verquollen vom Schlaf oder vom Wein. Als er Cay sah, blieb er so jäh stehen, dass er beinah

über die eigenen Füße gestolpert wäre. Mit hektischen, fahrigen Bewegungen griff er an seinen Gürtel und versuchte, einen Dolch aus der Scheide zu ziehen.

Cay sagte nichts. Ruhig stand er da. Die Spitze seines Schwertes war auf den Boden gerichtet.

Einen Herzschlag lang trafen sich die Augen der zwei Männer. Da veränderte sich etwas im Gesicht des Räubers. An die Stelle der hilflosen und irgendwie empörten Verstörung, die es bisher gezeichnet hatte, trat eine Art todeswütige Panik. Der Räuber schrie und stürmte auf Cay los, obwohl er den Dolch immer noch nicht aus der Scheide gelöst hatte.

Es war, als triebe ihn eine fremde, grausame Macht an. Cay hob die Klinge. Der Räuber spießte sich selbst auf.

Nicht lange darauf kam Gunnmahr. Das Feuer, das noch immer im Inneren des Herrenhauses brannte, zeichnete seine Umrisse in die Leere des Eingangs.

»Sind sie tot?«, fragte Cay.

»Was sonst?«, entgegnete Gunnmahr und kratzte sich am Bart.

Dann warf er einen Blick auf die Leiche, die gekrümmt zu Cays Füßen lag. »Alles in Ordnung?«, fragte er.

Cay nickte. »Ja«, sagte er und betrachtete mit einem Ausdruck von Verwunderung die blutige Klinge in seiner Hand. »Alles in Ordnung.«

ERBARMEN

Cay

Die Bauern ließen sie hochleben. Gunnmahr gefiel das nicht schlecht. Was man ihm zahlte, schien ihm weniger wichtig. Aber die bewundernden, manchmal begehrenden Blicke der Frauen und die ehrfürchtigen, manchmal neidischen oder bestürzten oder ungläubigen Blicke der Männer, die genoss er.

Zur Feier ihres Sieges über die Räuberbande wurde ein Festmahl gehalten. Es gab alles, was das Dorf an Köstlichkeiten zu bieten hatte; dazu Musik und Tanz. Cay zog sich bei erster Gelegenheit auf sein Zimmer zurück, aber noch im Morgengrauen klang fröhlich-trunkenes Gelärme aus dem Schankraum.

Als Gunnmahr wieder ausgenüchtert war, setzten die beiden ihre Reise fort. Das Wetter blieb mild, die Straße war gut, und sie erreichten die Küste deutlich schneller, als Gunnmahr erwartet hatte.

Sie besuchten eine Reihe von Fischerdörfern, um herauszufinden, ob der Händler die Wahrheit gesagt hatte. Die Dörfer glichen einander: Die Häuser waren weißgetüncht und mit getrocknetem Stroh oder Riedgras gedeckt, und in kleinen, schlichten Häfen, über denen die Möwen kreisten, schaukelten Boote, während die Netze der Fischer zum Trocknen an Stangen hingen. Strände von Sand und Kies erstreckten sich zwischen den Siedlungen.

Bald fanden sie heraus, dass die Geschichte des Händlers im Großen und Ganzen der Wahrheit entsprach. Allerdings hatte er ein wenig übertrieben. Es war nämlich keineswegs so, dass den Fischern landauf, landab die Knie schlotterten vor Angst. Der Menschenraub beschränkte sich bislang auf einen kleinen Teil der Küste; dort freilich

war es in der Tat so, dass sich die Leute kaum getrauten, den Schutz ihrer Dörfer zu verlassen.

Gunnmahr war enttäuscht. »Ich hätte mehr erwartet«, brummte er. »Damit werden wir schnell fertig.«

»Wie wollen wir vorgehen?«, fragte Cay.

»Ganz einfach. Wir sehen uns in den Dörfern um und finden heraus, wo man die Geraubten zuletzt gesehen hat und was sie an dem Tag vorhatten, als sie verschwunden sind. Ich bin sicher, dass wir schon bald eine ziemlich genaue Vorstellung davon haben werden, wo sich die Sklavenhändler verkriechen. Dann müssen wir eigentlich nur noch ihren Unterschlupf finden. Ich hoffe nur, dass diese Bur-schen nicht solche Einfaltspinsel sind wie die Räuber aus dem Herrenhaus.«

»Sonst ist es kein Spaß?«

»Richtig. Sonst ist es kein Spaß.«

Aber Gunnmahr tat nichts von dem, was er angekündigt hatte. Zwar reisten sie in eines der Dörfer, die jemanden an die Sklavenhändler verloren hatten, doch Gunnmahr machte keine Anstalten, nach Spuren der Verschwundenen zu suchen. Als sie in einer Herberge eingekehrt waren, kaufte er sich einen Krug mit brennend-scharfem Kräuterschnaps und begab sich auf sein Zimmer, um zu saufen. Tagelang soff er, erfüllt von einer grimmigen und erbitterten Entschlossenheit, und verließ sein Zimmer nur, um neuen Schnaps zu kaufen. Er sprach mit niemandem, und seinerseits unternahm Cay keinen Versuch herauszufinden, was der Grund dafür sein mochte, dass Gunnmahr ein Trinkgelage veranstaltete, dessen einziger Gast er selbst war.

Die Leute, die in den Fischerdörfern an der benorischen Küste lebten, hatten meist helles Haar und helle Augen, und die Männer trugen fast alle Bärte. Cay hatte blonde Haare und blaue Augen und sein Bart konnte sich mittlerweile sehen lassen; vor allem, wenn man bedachte, wie jung er war. Er kaufte Kleidung, wie sie die Fischer trugen: grobe, schwere, halbhohle Lederstiefel, Hemd und Hose aus dickem Leinenstoff, ein schlichtes Wollwams und eine Öltuchjacke. Wäh-

rend sich Gunnmahr in seinem Zimmer einschloss und bis zur Besinnungslosigkeit betrank, ging Cay zwischen den Dörfern hin und her; seine eigenen Sachen und sein Schwert ließ er in der Herberge.

Mal ging er über den Strand, mal wählte er die Straße, mal die Pfade, die entlang der Dünen führten. Manchmal setzte er sich in den Sand und blickte lange aufs Meer hinaus; manchmal versuchte er, mit den Leuten am Hafen ins Gespräch zu kommen, was sich allein schon deshalb als schwierig erwies, weil er das Ahekrisch, das an der benorischen Küste gesprochen wurde, kaum verstand. Da Gunnmahr nichts von dem mitbekam, was sich jenseits seiner Zimmertür ereignete, fragte ihn niemand, was er mit diesen Wanderungen bezweckte. Vielleicht bezweckte er überhaupt nichts, außer die Stunden zu füllen, in denen er nicht schlafen konnte. Cay verließ die Herberge im ersten Morgengrauen und kehrte erst nach Einbruch der Dunkelheit zurück, wenn die Hütten ringsum schon still und schwarz dalagen und die Frau des Wirts allein beim Schein einer Tranlampe hockte und Fische ausnahm.

Am Nachmittag des vierten Tages war Cay wieder einmal auf der Straße unterwegs, die etwas abseits der Küste durchs Land schnitt. Das Licht hatte einen schweren, goldenen Glanz, und plötzlich traten drei Männer auf die Straße und umringten ihn. Sie wirkten gelassen, selbstsicher, nicht unfreundlich.

»Komm mit«, sagte einer von ihnen. Dabei lächelte er, als hätte er sich einen kleinen Scherz erlaubt und würde Cay im Stillen darum bitten, doch so nett zu sein und mitzuspielen.

Cay lächelte nicht. Sein Körper erschlaffte. Nutzlos wie zwei Stücke Treibholz hingen die Arme an seiner Seite, und in seinen Blick trat eine Leere, weit wie das Land, das ihn umgab. Mag sein, dass ihn die dunklen Haare und die dunklere Haut der Lihannyer daran erinnerten, dass Alvas Vorfahren aus dem Süden stammten und irgendwann vor einem unbekannten Drangsal in die Windmarken geflohen waren. Mag sein, dass er daran dachte, wie er Alvas Haare und ihre Haut gestreichelt hatte.

Die Männer führten ihn weg wie ein Stück Vieh. Sie schlugen ihn

nicht. Sie durchsuchten ihn nicht. Sie sprachen auch nicht mit ihm. Hätte jemand die Gruppe aus einiger Entfernung beobachtet, er wäre sicherlich zu dem Schluss gekommen, dass sich da ein paar Burschen zusammengetan hatten, um einen Skargatsspaß auszuhecken oder sonst einen Unfug zu treiben.

Sie gingen ins Landesinnere. Schon bald waren weit und breit keine Spuren mehr von Siedlungen zu entdecken. Manchmal sah man in einiger Entfernung ein paar Hütten, allerdings deutete nichts darauf hin, dass diese Hütten noch bewohnt waren. Die Gegend wurde zusehends sumpfiger, doch die Männer, die Cay führten, wussten offenbar, wohin sie ihre Schritte zu lenken hatten. Wenn sie untereinander ein paar Worte wechselten, bedienten sie sich der Sprache ihrer Heimat. Obwohl Lihanny kein Teil des Kaiserreichs war, beherrschte dort nahezu jeder das Ahekrische – oder eine eigenwillige Abart davon –, aber wahrscheinlich wollten die Sklavenhändler vermeiden, dass Cay verstand, was sie sagten.

Am Abend erreichten sie das Lager. Da hatte sich die Sonne bereits zum Rand des Horizonts hinabgesenkt; trübes Dämmerlicht lag über dem kleinen See, an dem die Lihannyer ihre Zelte errichtet hatten. Zwei Männer saßen am Lagerfeuer. Es gab etwa ein Dutzend Pferde und Ochsen, die bei einer Gruppe Weiden grasten, und ein paar Planwagen.

Um Cay wurde nicht viel Aufhebens gemacht. Einer der Sklavenhändler, die ihn hergebracht hatten, redete kurz mit den Männern am Feuer. Dann nahmen zwei seiner Bewacher ebenfalls Platz; der dritte fasste seinen Arm und führte ihn an den Zelten vorbei. Im Halbdunkel kam ihnen ein weiterer Mann entgegen. Er schubste eine Frau vor sich her; die Frau leistete keinen Widerstand, ihr Gang war schlurfend und stolpernd, ihre Züge erstarrt. Sie murmelte etwas, immer wieder.

Etwas abseits von den Zelten hatten die Lihannyer eine Art Pferch errichtet. Die Männer und Frauen, die darin lagen, es waren acht oder neun, hatte man an Händen und Füßen gefesselt. Wie Würmer krochen sie durch den Dreck. Der Gestank war unerträglich.

Ein Wächter hockte beim Eingang des Pferches. Er hatte sich von den Gefangenen abgewandt und ein Tuch vor den Mund gebunden. Vor ihm im Sand lagen Würfel, und er hatte ein Feuer entzündet, an dem er sich wärmen konnte, wenn mit der Dunkelheit die Kälte kam.

»Die sollten sich mal waschen«, sagte der Wächter zu seinem Kameraden, ohne Cay zu beachten. Auch er sprach Lihanny; seine Stimme klang dumpf durch das Tuch.

»Das hat Zeit. Hilf mir mit dem hier«, antwortete der Mann, der Cay führte.

Als die Gefangenen merkten, dass der Pferch geöffnet werden sollte, begann ein Klagen und Heulen.

»Bitte! Habt Erbarmen! Meine Kinder! Meine Kinder!«, wimmerte eine Frau. Sie versuchte, sich an einem Holzpfeiler aufzurichten.

Der Wächter drehte sich zu der Frau um und zog eine Peitsche hervor. »Halt's Maul!«, schrie er, diesmal auf Ahekrisch. »Sonst setzt's was!«

Nun machte der andere Mann einen Schritt nach vorne, offenbar unschlüssig, ob er dem Wächter dabei helfen sollte, die Gefangenen zum Schweigen zu bringen. Er hielt Cays rechten Arm umfasst und stand rechts neben ihm.

Der Schlag traf ihn gegen den Kehlkopf. Er röchelte, taumelte zurück. Als die Peitsche über den Köpfen der Gefangenen knallte, hatte Cay bereits ein kleines, spitzes Messer, wie man es zum Ausweiden von Fischen benutzt, aus seinem Stiefel gezogen. Und als der Wächter mitbekam, dass etwas nicht stimmte, spritzte bereits das Blut aus der aufgestochenen Halsader seines Kameraden. Hastig drehte sich der Wächter um; gerade rechtzeitig, um zu sehen, dass der Tod zu ihm kam.

Man sagt, es sei schwer, jemanden mit einem Messer zu töten. Das macht die Nähe des Lebens, das man nimmt; man muss ganz nah ran an das Fleisch und das Blut und die Wärme. Bei Cay sah es nicht schwer aus.

Der Wächter zuckte noch einmal, lag dann still da. Cay griff sich

den Kapuzenmantel, den der Mann getragen hatte, und das Kurzsword, das an seinem Gürtel hing.

Die Gefangenen waren verstummt, überwältigt von der ebenso unverhofften wie unwahrscheinlichen Wendung ihres Geschicks.

»Macht noch ein wenig Lärm. Ich komme zurück«, sagte Cay in fast beiläufigem Tonfall.

Da begannen die Gefangenen wieder, zu klagen und zu flehen. Vielleicht weniger aufgrund der Anweisung, die Cay ihnen gegeben hatte, sondern weil sie merkten, dass er keineswegs vorhatte, sie sofort zu befreien.

Cay ging in die Hocke und nahm zwei Holzscheite, die aus dem Feuer ragten. Er fasste sie dort, wo die Flammen das Holz noch nicht eingehüllt hatten; dennoch versengte die Hitze seine Haut. Er biss die Zähne zusammen und lief an der Rückseite der Zelte vorbei zu der Wiese, wo die Pferde und Ochsen standen, und schleuderte die noch brennenden Scheite. Ein Pferd wurde am Hals getroffen, ein anderes am Rücken. Die Tiere schrien, stiegen auf die Hinterbeine, schlugen mit den Hufen. Auch die anderen Pferde wurden von Angst gepackt – als wäre die Angst selbst wie ein Feuer, das an einem heißen, trockenen Sommertag aufflackert, dann mit rasender Gier um sich greift. Aus dem Lager waren Rufe zu hören, und Cay trat in den Schatten zurück. Die Pferde waren nicht angebunden und trugen weder Sattel noch Zaumzeug; sie preschten davon. Die Ochsen brüllten und stampften mit den Hufen und setzten sich in Bewegung; erst schwerfällig, dann immer schneller.

Vier Männer rannten auf die Lichtung. Drei von ihnen folgten den Pferden; der letzte wollte ebenfalls hinter den flüchtigen Tieren her eilen, blieb jedoch plötzlich stehen. Er zögerte, betrachtete die glimmenden, rauchenden Holzscheite im vom Abendtau feuchten Gras. Schon riss er den Mund auf; Cay stürmte nach vorne und rammte dem Lihannyer die Klinge in den Rücken.

Dann lief er zurück ins Lager. Gerade kam ein Mann aus einem der Zelte gekrochen. Sein Oberkörper war nackt und er nestelte an dem Gürtel seiner Hose herum. Als er Cay sah, stieß er einen Schrei

aus. Cay ging auf ihn zu. Der Mann hob flehentlich die Hände. »Nein! Bitte nicht!«, rief er und stolperte nach hinten, während ihm die Hose auf die Knöchel rutschte. Cay streckte ihn nieder.

Er lief zu dem Feuer, an dem die vier Männer gesessen hatten, nahm die Säbel und Kurzscherer, die sie dort zurückgelassen hatten, lief weiter, erreichte den Pferch, betrat ihn, durchtrennte eilig die Fesseln der Männer.

Als die drei Sklavenhändler ins Lager zurückkehrten, wurden sie erwartet. Zwei von ihnen hatten keine Waffen, nicht einmal ein Messer. Es war ein kurzer Kampf.